

# Jeremias Gotthelf : zum hundertsten Geburtstag des Dichters

Autor(en): **Sutermeister, W.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **1 (1897)**

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-573354>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Jeremias Gotthelf.

Zum hundertsten Geburtstag des Dichters.

Von Dr. W. Sutermeister, Bern.

Mit Porträt.

Am 4. Oktober begeht das Schweizervolk ein litterarisches Familienfest seltener Art; gilt es doch denjenigen unserer Dichter zu feiern, der neben Gottfried Keller in Leben und Schrift unsere Art und Sitte am treuesten wiedergegeben: Jeremias Gotthelf. Und wenn es gleich mit einer nicht selten wiederkehrenden Ironie des Schicksals Deutschland ge-

wesen ist, das uns den Wert unseres eigenwüchsigsten Poeten erst recht zu Gemüte führte, so beginnt doch gerade in unsern Tagen das Interesse für Jeremias Gotthelf in dessen Heimatland kräftiger Wurzel zu fassen, als je zu seinen Lebzeiten; ein glänzender Beweis für die unverwüßliche Gesundheit und Frische seiner Dichtungen.



Wäbeli spinnet. Originalzeichnung von Anker, Holzschnitt von Florian.

Aus der illust. Nationalausgabe von Jeremias Gotthelfs ausgewählten Werken, II. Teil: In Vorbereitung bei der Verlagsbuchhandlung F. Zahn in La Chaux-de-Fonds.

Gotthelfs Leben ist in seinem äußern Verlauf bald erzählt. Am 4. Oktober 1797 ist Albert Vigius als Sohn des Pfarrers von Murten geboren worden, also gerade zu der Zeit, da die Franzosen sich zu ihrem Raubzug in die Schweiz anschickten. Durch sie wurde die friedliche Ruhe des altertümlichen Städtchens am See mehr als einmal unlieblich gestört; und als die Fremden das Land verließen, flackerte die Erregung der einheimischen Parteien noch einmal auf in dem tragikomischen „Stecklikrieg“, in dem auch der fünfjährige Vigius seine kleine, aber charakteristische Rolle spielte. Ist er doch, wie uns Gotthelfs ältere Tochter berichtet, einer Bande plündernder Soldaten, die zur Nachtzeit das Pfarrhaus von Murten überfiel, im Hemdchen trotziglich entgegengetreten. Auf das städtische Jodel mit diesem dramatischen Intermezzo folgte das ländliche. Im Jahre 1804 siedelte Vigius' Vater als Pfarrer nach Ugenstorf über, das in der fruchtbaren Ebene zwischen Burgdorf und Solothurn gelegen ist. Die ersten tieferen Eindrücke hat unser Dichter also auf dem Lande empfangen. Der kleine

Vigius war aber nichts weniger als ein Träumer, sondern lebhaft, ansläglich und befeelt von einem rastlosen Thätigkeitstrieb. So wußte er bald trotz des besten Knechtes mit Pferden und Kühen umzugehen, und unter seinen dörflichen Altersgenossen mag er wohl nicht die letzte Rolle gespielt haben. Von seinem 15. Jahr weg finden wir den jungen Vigius in Bern, wo er zunächst unter dem trefflichen Rektor Samuel Luz die „grüne Schule“ absolvierte (so genannt von der Uniform der Literarischüler), ohne den alten Sprachen, die damals noch das Zentrum des Unterrichts bildeten, sonderlichen Geschmac abgewinnen zu können. Schon hier zeigt sich also seine dem rein Theoretischen abholden, auf den unmittelbar praktischen Erfolg gerichtete Sinnesart. Er hat sie denn auch als Student ausgesprochen in jenem oft zitierten Brief an seinen Freund Studer, worin er seinen Entschluß kundgibt, vor allen Dingen die Menschen zu studieren, „welche man durch und durch begreifen und durchschauen muß, um mit Glück ihr Bestes zu befördern.“ Daß „Albrecht“ Vigius, diese ideale und kameradschaftliche Natur, unter den ersten Mitgliedern des Fosingervereins nicht fehlen dürfte, ist fast selbstverständlich. Bald nach dem erhebenden Gründungsfest dieses Vereins bestand er sein letztes Examen, ohne doch dem Studentenleben ganz Valet zu sagen; denn im Frühjahr 1821 — nach einem kurzen Vikariat bei seinem Vater — bezog er für ein Jahr die Universität Göttingen. Gerade damals begann sich der scharfe Gegensatz zwischen der studierenden Jugend Deutschlands und derjenigen der Schweiz herauszubilden: Dort ein stürmisches Sichhinausdrängen aus der unerquicklichen Gegenwart, ein Thätendurst, der, wie die Dinge lagen, mit Phantastereien enden mußte — hier ein harmloses patriotisches Schwärmen, das doch bei tüchtigen Naturen wie derjenigen Vigius' zu männlicher Thätigkeit gereift ist.

Das bewies der junge Pfarramtskandidat bei seinem ersten ernsthaften Schritt ins praktische Leben, als er seinem Vater in Ugenstorf als Helfer zur Seite stand. Hier hat er sich nämlich mit der ihm eigenen zugreifenden Energie der Schulmeisterei angenommen und tagelang neben dem Lehrer des Dorfes exerziert; man braucht sich daher über die verblüffende Detailkenntnis, die Vigius in den „Leiden und Freu-

den eines Schulmeisters“ an den Tag legt, nicht sonderlich zu verwundern. Nach dem Tode des Vaters (1824) übernahm Vigius das Vikariat in Herzogenbuchsee. Die fünf Jahre seines dortigen Aufenthaltes waren für ihn keine verlorenen; auf seinen zahlreichen Besuchen im Haus und auf dem Feld holte er sich jene durchdringende Kenntnis von Land und Leuten, die uns schon bei seiner ersten Schrift in Bewunderung setzt.

Auch in der Kantonshauptstadt hat Vigius kurze Zeit amtiert, indem er von 1829 bis 1830 die Helferstelle an der Heiliggeistkirche bekleidete. Am ersten Januar 1831 hielt er sodann als Vikar seinen Einzug in Lüzelsflüh, der letzten und bedeutungsvollsten Stätte seines Wirkens. Im folgenden Jahr starb der bisherige Seelforger; Vigius wurde nun Pfarrer und heiratete am 8. Januar 1833 Henriette Elisabeth Zender von Bern, die ihm nicht nur eine treffliche Hausmutter, sondern auch eine feinsinnige literarische Gehilfin gewesen ist. Die Lehr- und Wanderjahre sind damit zu Ende; von da an geht Vigius' Leben in seinen Schriften auf. Im Jahr 1836 erschien als erstes Werk des 39-jährigen der „Bauernspiegel“, wohl das klassischste Produkt der segensreichen Regenerationsperiode, und damit war der lange zurückgehaltene Produktionskraft die Bahn gebrochen. In staunenswerter Fülle drängte sich von jetzt an Werk auf Werk, und erst der Tod — am Morgen des 22. Oktober 1854 — machte dem rastlosen Schaffen unseres Dichters ein Ende.

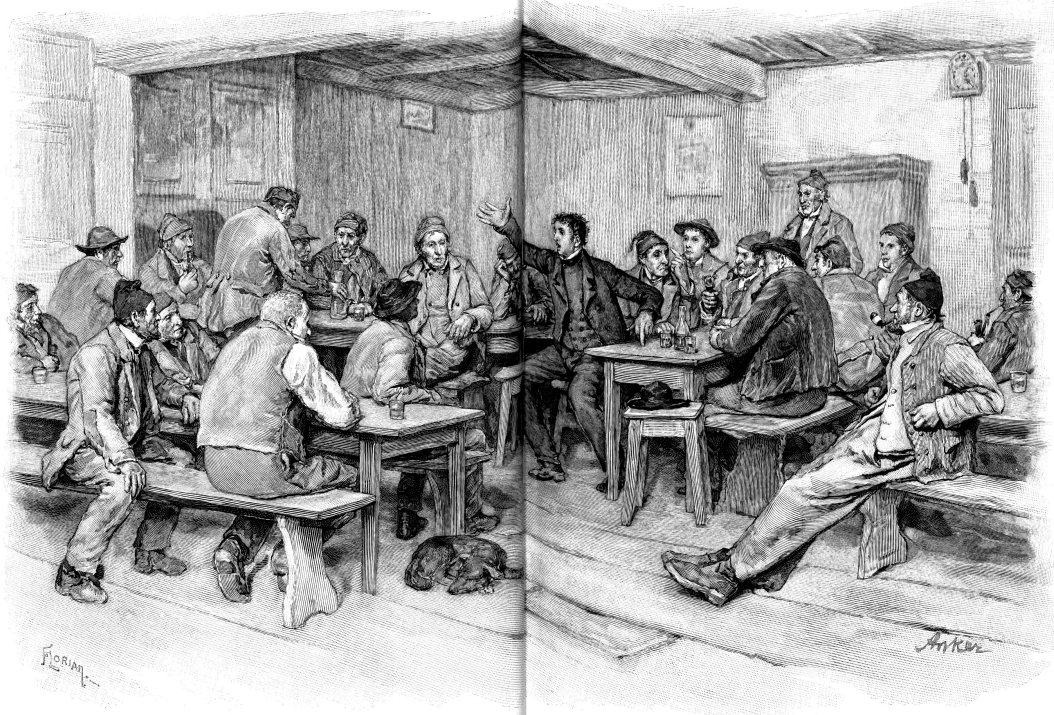
Es würde uns viel zu weit führen, wollten wir auf die Veranlassung und den Inhalt der Schriften Gotthelfs, auf seine politische Stellung und Thätigkeit eingehen; wer sich dafür interessiert, den weisen wir auf die noch immer treffliche Biographie von Dr. C. Manuel (Berlin 1857) und auf die zum großen Teil auf neuen Quellen beruhende wertvolle Arbeit von Prof. Dr. F. Vetter „Jeremias Gotthelfs Leben“ („Sonntagblatt des Bund“, Jahrgang 1896.)

Man pflegt Gotthelf nicht mit Unrecht einen der größten Realisten zu nennen; ebenso gut dürfte er aber auch unter die hervorragendsten Idealisten eingereiht werden. Denn ihm ist der Realismus nicht Selbstzweck, wie der Mehrzahl unserer „Modernen“, sondern nur das Mittel, seine christlich-idealistische Weltanschauung zur Geltung zu bringen. Sein gesunder Wirklichkeitsinn unterscheidet sich zudem scharf von dem der meisten heutigen Realisten durch die Wärme des Gefühls, die ihm beigemischt ist. Unser Dichter tritt nicht mit dem nüchternen Blick des Naturforschers an die fremde Seele heran, sondern er denkt sich in sie hinein und lebt ihr innerstes Leben mit; darin besteht der Zauber, mit dem er unser Interesse auch für die allerbescheidensten und unscheinbarsten Existenzen, wie die eines Mli und Käthli gefangen nimmt. Bewunderungswürdig ist dabei die gleichmäßige Sicherheit, mit der er sich in das Gemüt eines lieblichen Erdbeerimarelli wie in das eines schnauzigen alten Mädi hineinversetzen kann.

Zu dieser Gabe des Mitlebens gesellt sich bei Vigius noch ein außerordentlich starkes Temperament. Gotthelf ist einer der größten Schimpfer der deutschen Litteratur gewesen, was doch etwas heißen will. Aber er gehörte nicht zu der trostlosen Sorte von Menschen, die über die arge Welt jammern und ihr dabei den Lauf lassen. Selten wird man einen Schriftsteller finden, der so sehr alle sittlichen Lebenskräfte, auch die



Jeremias Gotthelf. Nach Lithographie von Friedrich Hasler, Baden.



„Schnepf predigte seine Meinung mit dem frechsten Anstrich von Unfehlbarkeit.“

Nach dem Gemälde von Anker, in Holz geschnitten von Florian.

Aus dem zweiten Teil der illustrierten Nationalausgabe von Jerome's Geschichte der Schweiz, in Fortsetzung bei F. ZAHN, Verlagshandlung, La Chaux-de-Fonds.



Komm' du, sagte die Bagantin zu Tureski, mit mir hintern Dorfe durch. — Original von Anker, Holzchnitt von Florian.  
Aus der illust. Nationalausgabe von Jeremias Gotthelfs ausgewählten Werken, II. Teil. In Vorbereitung bei der Verlagbuchhandlung  
F. Zahn in Lausanne-Gond.

kleinsten und verborgensten, zum Kampf aufruft gegen den gemeinfamen Feind, und der dabei die sämtlichen Waffen des Scherzes wie des Ernstes mit gleicher Virtuosität zu handhaben versteht. Und bei aller Unerbittlichkeit seines Beobachtens ist Vigilius doch kein Bessmister; denn er glaubt fest an den endlichen Sieg alles ernstlichen und ausdauernden Ringens und Strebens. Er ist der Dichter der Energie, wie kein Zweiter.

Gotthelf ist endlich, so wunderbarlich dies bei einem Bauernpoeten klingt, im höchsten Sinn des Wortes eine aristokratische Natur, denn er weiß das Adelige im Menschen auch aus der unscheinbarsten Hülle herauszufinden, und andererseits verfolgt er mit grümmiger Freude die Gemeinheit, auch wo sie in den schönsten und respektabelsten Verkleidungen auftritt.

Mit einem Wort: Vigilius ist eine Kraftnatur, die sich nun einmal nicht in eine der herkömmlichen ästhetischen oder sonstigen Schablonen einzwängen läßt. Er hat als Mensch und Dichter unzweifelhaft seine Fehler gehabt, aber diese Fehler sind nichts anderes als der Ausfluß einer elementaren Kraft, und die naive Unmittelbarkeit seines Schaffens entschädigt uns für manche Breite der Darstellung und für manchen maßlosen Ausbruch der Leidenschaft. So wollen wir uns heute ohne Rückhalt unseres Jeremias Gotthelf freuen; gilt doch von ihm das viel mißbrauchte Wort in voller Wahrheit:

„Er war ein Mann, nehmt Alles nur in Allem,  
Ihr werdet nimmer seines Gleichen sehn!“

### Zu unseren Gotthelf-Bildern.

(Stiftbeilage und zwei Original-Illustrationen).

Indem die Verlagshandlung Fr. Zahn in Chaux-de-Fonds ihre bekannte illustrierte Prachtausgabe der ausgewählten Werke von Jeremias Gotthelf veranstaltete, bezweckte sie damit einmal, demselben ein Denkmal zu stiften, wie es eigentlich unseres größten Volksschriftstellers einzig würdig sei, und sodann, der Lesewelt ihn in einer solchen Gestalt vorzuführen, in welcher er einzig in die weitesten Kreise des Volkes zu dringen und dort die ungeteilte Anerkennung und Schätzung zu finden vermöge, die er bisher nicht finden konnte. In welchem Maße

ihz dies bisher bereits gelungen, mit welcher außerordentlichem Beifall ihr Unternehmen von allen Schichten des Volkes im In- und Ausland aufgenommen worden, ist bekannt genug. Wir haben nun die große Genugthuung, unsern Lesern mitteilen zu können, daß der allseitig von der Presse geäußerte Wunsch, es möchten den bereits erschienenen 4 Bänden der Zahn'schen Prachtausgabe von Jeremias Gotthelfs Werken noch weitere folgen, in Erfüllung gehen wird. Ermutigt durch den großartigen Erfolg der ersten Serie hat der energische Verleger alsbald eine zweite vorbereitet, welche nicht weniger als fünf weitere Bände umfassen soll. Sie werden enthalten, außer den vier großen Erzählungen: Die Käseerei in der Behreude, Käthli, die Großmutter, Geld und Geist und der Geltstag — die kleineren: Die schwarze Spinne, Dursli oder der heilige Weihnachtsabend, der Besenbinder von Michismyl, Michels Brautschau, wie Joggeli eine Frau sucht, wie Christen eine Frau findet, der Notar in der Falle, Hans Joggeli, der Erbvetter, Barthli, der Korber, Segen und Unsegel, die Frau Pfarrer, die fünf Mädchen jämmerlich im Branntwein umkamen und das Erdbeeri-Marelli. — Als ein Unikum in der gesamten Erzählungslitteratur wird sich schließlich dieses nationale Prachtwerk darstellen, nicht nur durch seinen eigenartigen schweizerisch-vaterländischen Gehalt, sondern ebenso sehr durch seine ganze künstliche Ausstattung. Unsere namhaftesten Künstler: A. Anfer, S. Bachmann, K. Gehri, R. Robert und B. Wautier haben schon von ihrem Besten zu dieser zweiten Serie beigegeben; und von Meister Anfers Illustrationen zum „Dursli“ können wir bereits heute unsern Lesern drei Proben vorlegen; aber so vorzüglich auch namentlich das köstliche Bild von dem „predigenden“ Schnepf jeden Behreuder fesseln wird, so vermögen diese zufälligen Holzschnitte doch nur einen sehr entfernten Begriff zu geben von dem großen Ganzen der illustrierten zweiten Serie, in welcher der Herr Verleger keinerlei Opfer gescheut hat, um das Vollkommenste in seiner Art zu erreichen. Ein wahrhaft hoher Genuß steht also den vaterländischen Litteraturfreunden bevor. Da die Vorbereitungen zum Druck bereits größtenteils vollendet sind, wird voraussichtlich bald mit demselben begonnen werden können. O. S.

## Dr Irthum.

Man sagt, in Trimbach — es giebt jedoch viele Gründe, welche für eine Dorfschaft im Aargau oder Bernbiet sprechen, denn die Kapuziner von Dornach hatten vorzeiten Zutritt aus allen Himmelsgegenden, und nicht bloß in der Schweiz, sondern auch im Bistum und im Französischen liebten die Leute sich nichts durchthun, wenn's von Dornach kam. Der Trimbacher Hügli also beredete es am Mittwoch mit seiner Ammererei. „Du,“ sagte er, als im Hause schon alles schlief und sie eben auch zu schnarchen anfangen wollte, „du, die Sach' mit dem Kalb gefallt mir böß. Es wird das Beste sein, ich gehe morgen in aller Frühe über den Hauenstein. Mangier' mir also ein festes Kachel Haberemus, wo mich hebt!“ Sie waren bald eins, da doch die Tränke vom Oltener Franz bisher noch kein Mäseli angeschlagen und die Kapuziner beim Dolder solchen Presten denn ganz anders auf die Spur kommen und stecken könnten nach gemeiner Sage.

Pater Damian fragte genau nach der Begangenschaft des Hügli und den Verumständungen seines Kalbes. Dann las er nach in einem Buch, das harte Blätter so groß wie ein Beienladen. „Ala!“ sagte er endlich, „richtig, das wär's!“ Und er gieng ins Nebenzimmer und brachte bald einen schwarzen Schlegel heraus: „Davon gebt Ihr dem Patienten morgens das erste Schüffel voll in der Mehlbrühe, weil's gerad zur Mette läutet, das andere abends zu Vesper. Da wird's ihm guten.“ Hügli wollte gleich abschaffen, aber der Kapuziner wehrte freundlich: „Man hilft einander ja gern. Kommt dann am Samstag mit dem Bericht!“

Das Käbli guckte verzweifelt blöde und schien der Suppe wenig zu trauen; doch ergab es sich drein. Den Nachmittag war das Tierlein heiß, was dem Hügli seiner Frau überaus wohl gefiel, weil sie immer gehört hatte, die Hiken vertreiben schier gar alle Krankheiten. Als aber die andere Mixtur ihre Kraft noch verspüren ließ, da konnte das vierfüßige Geschöpf den Jast nicht länger ausstehen und sank um und streckte die Beine von sich.

Hügli und Ammererei wollten schier vergehen vor Leid um die junge Kuh; aber schließlich ergaben sie sich, wie billig. Schwere Herzens steckte er die Anfenballe ins Wattäcklein für die Kapuziner und eilte über Berg und Thal Dornachbrugg zu.

Pater Damian verwunderte sich schier zu Tod über den Bericht. Er wollte noch einmal haarlein die ganze Geschichte vernehmen und sah wieder und wieder in dem großen Buche nach. So was sei ihm bisher mit dem Buche noch nie passiert; übers Jahr im anderen Sommer wolle er dann, wo er bei den Oltner Besuch mache, anfehen und sich die ganze Gelegenheit mit eigenen Augen anfehen; es werde schwerlich alles in völliger Ordnung sein im Stierenstall!

„Mit, nit!“ verbesserte der Hügli da, „ich bin nur ein Kühbauerli, und das Kutscheli war mir und der Ammererei halt eben drum so wert, weil es aufs Haar seiner Mutter, dem Fleckli, gleichsah!“

„Ja so, da hätten wir's also!“ sagte drauf mit großen Augen der Pater Damian; „mein Mittel, müßt Ihr wissen, war für ein junges Dechslein eingerichtet. Das will ich wohl glauben, daß einem schwachen Tröpflein, als ein Kuhkalb ist, dergleichen kräftige Mixtur nicht aufs beste anschlägt. Die vorige Nummer im Buch nimmt darauf Bedacht. Ein andermal müßt Ihr mir die Hauptsache nicht vermüpfen!“

Jetzt giengen auch dem Hügli die Augen auf, und während sein Glaube an die Kunst der Kapuziner seit gestern Abend sehr merklich zu wanken angefangen hatte, nahm er nun, vollständig im Gemüte verfestigt, wieder Abschied vom guten Pater Damian und wandte, durch einen braven Teller braunes Klostermus doppelt gestärkt, den Fuß das Land hinauf, Trimbach zu.

Dort und in der Gegend herum wurde die Geschichte aber bald ruckbar, und in der Folge ist noch manches Solothurner-, Berner- und Aargauerbäuerlein über den Leberberg gestiegen, um für Menschen und Vieh zu Dornachbrugg guten Rat zu erfragen.

M. Sterner.

